Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 2

Artikel: Verlust der Mütterlichkeit?
Autor: Wolfensberger-Hässig, Christoph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079570

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

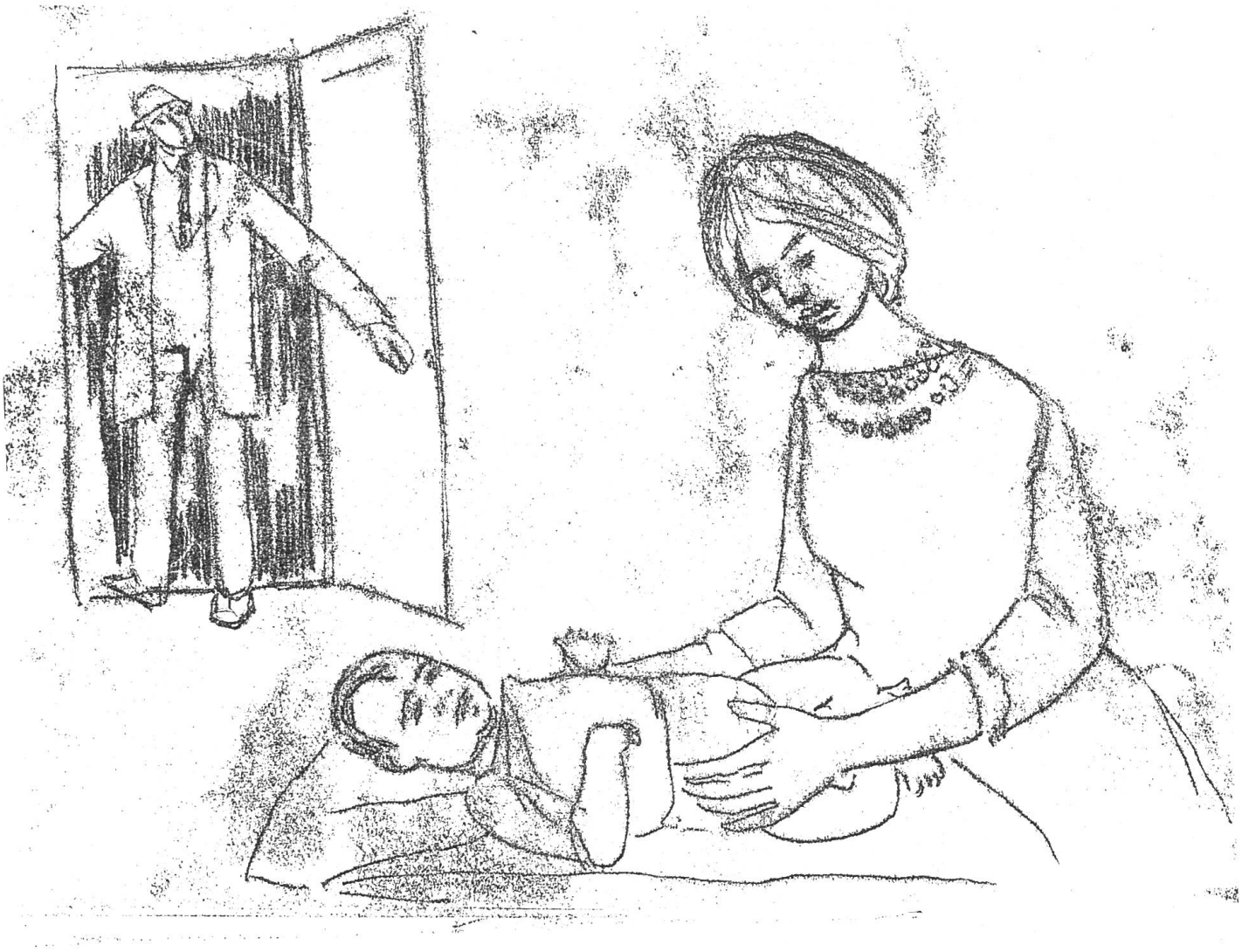


Illustration von Franz Carl Opitz

Verlust der Mütterlichkeit?

Von Dr. med. Christoph Wolfensberger-Hässig

Der bekannte Kinderpsychologe, der sich schon mit drei Büchern, Vorlesungen und Zeitungsartikeln an die jungen Väter und Mütter gewendet hat, geht hier einem eigenartigen Phänomen nach: er fragt, warum das heutige Kind heute weniger als früher in den Genuß selbstverständlicher Mütterlichkeit kommt. Auf Grund von Erfahrungen aus seiner Praxis sucht er nach einer Lösung und zeigt den Weg, der in der Zukunft beschritten werden könnte. – Ob man ihm darauf folgen wird? *B. H.*

Wir leben in einer hektischen und nervösen Zeit. Sehe ich mir Familienphotographien aus der Zeit meiner Großeltern an, so will mir scheinen, daß von diesen Gesichtern noch eine Ruhe ausging, die wir heute kaum mehr kennen. Ich glaube nicht, daß dieser Ausdruck von «Frieden» nun davon herrührt, daß man damals vor dem Photographen eben ordentlich lang stillsitzen mußte. Müßten wir heute während einiger Sekunden posieren, so würden unsere Gesichter nämlich kaum viel entspannter aussehen als auf einer Momentaufnahme.

Dabei haben die Menschen jener Epoche keineswegs ein geruhsames Leben gelebt: Auch sie hatten zu arbeiten und zu sorgen von früh bis spät. Ziemlich sicher aber sind sie früher zu Bett gegangen und früher aufgestanden als wir. Die durchschnittliche Summe ihrer Tagesarbeit war nicht kleiner als die unsere, eher größer – und vom Achtstundentag redete noch kaum jemand!

Grund zum Nervöswerden hätten sie bestimmt auch gehabt: Drängte ein Termin, so standen ihnen keineswegs die Ausweichmöglichkeiten zur Verfügung, die wir heute kennen: Wenn uns die Zeit nicht mehr reicht, so bestellen wir einen Taxi. Wird der Brief nicht rechtzeitig fertig, so fahren wir noch zum Nachtschalter und geben ihn expreß auf. Verlieren wir zu viel Zeit mit einer Bahnfahrt, so entschließen wir uns für das Flugzeug.

Ja, vielleicht ist es gerade diese Breite der Auswahl, die uns heute so unruhig macht. Früher mußte man, um sein Tagespensum unter Dach zu bringen, dieses sehr gut einteilen – und die Einteilung dann auch konsequent einhalten. Anders ging es einfach nicht. Wer aber kann heute ruhig bei seiner Arbeit sitzenbleiben, ohne daß nicht bald dieses, bald jenes dazwischenkommt – Telefone, Besuche, Zeitungen: Anregungen in Hülle und Fülle, die man auswerten möchte?

Ich glaube, dies ist ein sehr wichtiger Unterschied zur früheren Zeit: Der Rahmen der täglichen Variationen war enger gespannt, man mußte sich bescheiden. Man hatte in jeder Hinsicht mit den vorhandenen Mitteln auszukommen, finanziell vor allem und zeitlich. Das zwang die Menschen zu einer gewissen Systematik und zu einer regelmäßigen Arbeitsweise.

Heute stehen uns zur Erreichung eines Zieles nicht zwei oder drei, sondern Dutzende von Möglichkeiten offen; sie locken uns da und dorthin, werben verführerisch für sich und lassen uns unschlüssig werden. Alles wollen wir ausschöpfen. Es reißt an allen Fasern, und es macht uns manchmal fast närrisch. Und wir sind stolz darauf, so viel in unseren Tag hineinzubringen.

Emanzipation hat Folgen

Unterstehen auch die heutigen Mütter und Hausfrauen diesem Gesetz der erweiterten Möglichkeiten? Ich denke da etwa an all die elektrischen Helfer, die unsere Eltern noch nicht kannten, und an das unerhört reichhaltige Angebot an Produkten aus aller Welt, das es früher nicht gab, welches indessen tagtäglich die Mühe unzähliger Erwägungen, Entschlüsse und Verzichte mit sich bringt. Und ich sehe unsere Gewöhnung an eine viel reichhaltigere und abwechslungsreichere Tafel, die erst in den letzten Jahren mit der Aufklärung über viele Ernährungsfragen – und mit der finanziellen Grundlage der Hochkonjunktur aufgekommen ist.

All das aber scheint mir eigentlich nebensächlich gegenüber der viel größeren und durchgehenderen Änderung in der Stellung und der Einstellung der heutigen Mütter, die sich in einem halben Jahrhundert angebahnt und verwirklicht hat: die sogenannte Emanzipation.

Dieses Wort tönt für unsere Ohren zwar schon fast veraltet; es ist so zur Selbstverständlichkeit geworden, daß man kaum mehr davon spricht. – Und doch bedeutet es, daß sich das Leben der modernen Frau eben ganz entscheidend verändert hat.

Die Frau des ausgehenden letzten Jahrhunderts verkörperte noch eine jahrhundertealte Tradition: ihr Wirkungs- und Interessenkreis konzentrierte sich auf die drei ineinandergreifenden Lebensbezirke: Gattin zu sein, Mutter und Hausfrau. Der Ehrgeiz einer Frau bestand etwa darin, eine vollkommene Verwalterin des Hauses zu sein. Sie konnte sich ganz auf dieses Ziel ausrichten, und zahlreiche billige Hilfskräfte standen ihr dabei zur Verfügung. Der Tagesablauf war genau geregelt, und in das Programm waren auch die Kinder mit ihren besonderen Bedürfnissen einbezogen; für deren Betreuung waren treue und zuverläßige Helferinnen im Haus. Es herrschte das Patriarchat, die Vormachtstellung des Familienvaters.

Heute ist das Patriarchat weitestgehend in Auflösung begriffen, und die Frau hat sich von der Stellung einer liebevollen «Untertanin», die sich bewußt und freiwillig allen Entscheidungen des Ehemannes unterzog, zur gleichberechtigten Partnerin gewandelt. Sie will sich nicht mehr in die engen Schranken häuslicher Pflichten bannen lassen, sondern als Ehegefährtin am ganzen beruflichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben ihres Mannes teilnehmen.

Das hat zu einem neuen Lebensstil im Ehe- und Familienleben geführt, den wir gewiß nicht mehr missen möchten, der aber – davor dürfen wir nicht die Augen verschließen – auch seine Schattenseiten hat. Gerade in der Vielfältigkeit der Interessen und Lebensmöglichkeiten der modernen Mutter liegt eine große Gefahr – sie heißt: Zersplitterung.

Ich frage mich: Kann man wirklich gleichzeitig verständnisvolle Gattin, einsatzbereite Mitarbeiterin, gewandte Gesellschafterin, liebevolle Mutter und perfekte Hausfrau sein? – Nein, und nochmals nein, das kann man nicht! Es ist eine Illusion und eine Selbst-

überschätzung, zu meinen, alle diese Aufgaben in sich vereinigen und erst noch gut lösen zu können. So viele Rollen spielt auch der beste Schauspieler nicht parallel im gleichen Stück.

Ob man «dabei» ist?

Ich glaube, darin liegt die Hauptursache für die heutige Nervosität so vieler Mütter: daß sie zu viel auf einmal wollen. Und dabei stehen die Ziele, die sie anstreben, oftmals erst noch in einem regelrechten Gegensatz zueinander; sie schließen sich beinahe aus.

Das gilt vor allem in meinem Tätigkeitsgebiet, in demjenigen des Kinderarztes: Die Mütter kleiner Kinder möchten wirklich gute Hausfrauen sein – und gleichzeitig ideale Mütter, die ihren Kleinen genügend Zeit widmen.

Nach meiner Erfahrung gelingt das nicht. Entweder kommt das Kind zu kurz oder die Haushaltung. Man muß sich da entscheiden – und leider fällt die Entscheidung sehr oft nicht zugunsten des Kindes aus! Nur ist das den Müttern in der Regel gar nicht bewußt; sie legen an die Pflege und Betreuung ihres Kindes denselben Maßstab wie an ihre Hausarbeit: Wenn alles pünktlich, sauber und perfekt erledigt ist, dann ist alles «in Ordnung», dann ist alles für das Kind geschehen, was «nötig» ist. – Und das ist eben der Irrtum. Kleine Kinder brauchen mehr als perfekte Pflege. Sie brauchen «liebevolle Zeitverschwendung». Und die vermeidet eine perfekt sein wollende Hausfrau natürlich tunlichst.

Der Konflikt zwischen den mütterlichen Aufgaben und den übrigen Verpflichtungen oder Interessen der modernen Frau wird nach außen zuweilen in einer dramatischen Situation, zum Beispiel einem Unfallereignis sichtbar.

Jeder Kinderarzt bekommt jährlich mehrmals am Telephon eine tränenerstickte Stimme zu hören: «Herr Doktor, kommen Sie sofort, es ist etwas Schreckliches passiert! Unser Kindlein ist vom Wikkeltisch auf den Boden gefallen!»

Kommt der Arzt dann an die Stätte des Geschehens, so hat sich der Säugling meistens bereits in den Schlaf geweint, und es ist beim Schrecken geblieben. Zuweilen erleidet das Kind allerdings auch ernste Verletzungen, wie etwa einen Schädelbruch.

Warum können solch fundamentale Pflegefehler denn immer wieder vorkommen? Meistens ist es genau das: Die Mutter wollte zwei Dinge auf einmal. Statt sich ganz auf das Kind und die pflegerische Situation zu konzentrieren, sind ihre Sinne noch durch zahlreiche andere Interessen in Anspruch genommen. Es läutet an der Haustüre: «Ach, das könnte doch die längst erwartete Einladung bei X. sein; meine Freundin hat sie gestern schon erhalten, jetzt will ich doch nur schnell nachsehen...» Oder es kommt ihr plötzlich in den Sinn, daß in der Küche ja die Milch noch auf dem Feuer steht. Oder das Telephon klingelt: «Das ist gewiß jener ungeduldige Kunde, dem ich unbedingt schnell sagen muß, wo er meinen Mann erreichen kann...» und schon sind die Gedanken vom Kind abgezogen, ihre Aufmerksamkeit auf die neue Sache gerichtet, man läßt das Kind auf dem Wickeltisch liegen – nur schnell – und dann geschieht es eben.

Dieses «Nur noch schnell das» und «Nur noch schnell jenes» ist ein typisches Zeichen der Interessenzersplitterung vieler heutiger Mütter. Wer am meisten darunter zu leiden hat, ist das Kind. Beileibe nicht immer in einer körperlichen Gefährdung – das sind extreme Sonderfälle – sondern viel mehr in einer seelischen. Das Kind hat ein feines Sensorium dafür, ob eine Mutter «dabei» ist oder nicht. Ist sie in ihrer pflegerischen oder betreuenden Tätigkeit nicht mit «Leib und Seele» dabei, dann spürt dies das Kind, es fühlt sich irgendwie übergangen, beiseite gestellt. Es vermißt die innere Verbindung zur Mutter und wird dadurch unglücklich. Eine Art gefährlicher Verstärkerkreis von Ursache und Wirkung ist die Folge: eine Entfremdung von Mutter und Kind. Das so lebenswichtige Vertrauensband zwischen ihnen wird angerissen. In schlimmen Fällen mag es sogar ganz durchreißen.

«Maman – où es-tu?»

Es gibt pessimistische Psychologen, die aus der Tatsache, daß so viele junge Mütter ihre Säuglinge zu Boden fallen lassen, den allgemeinen Schluß ziehen, es sei die liebevolle, umhegende, umsorgende Mütterlichkeit in der jungen Müttergeneration im Schwinden begriffen. Diese vielen fallengelassenen Säuglinge seien – tiefenpsychologisch gesehen – ein Beweis dafür, daß diese Mütter ihre Kinder auch seelisch und geistig «fallen lassen». Oder es sei dies das Zeichen dafür, daß sie ihre Kinder noch gar nicht wirklich

angenommen, daß sie sich mit der Existenz des Kindes noch gar nicht wirklich befreundet hätten. Das Kind werde gleichsam als «Randphänomen» des Lebens behandelt, wie etwas Zusätzliches, das ins Leben der Frau eingetreten ist, das einen zwar beschäftigt, aber keineswegs irgendwie ausfüllt und in einem tiefen Sinn befriedigt, und das nicht den Erlebnismittelpunkt aus der Tiefe kommender Mütterlichkeit darstellt.

Manchmal wäre man geneigt, diesen Schwarzsehern recht zu geben. Mindestens wenn man Begebenheiten vernimmt wie etwa die folgende, die sich kürzlich in einer großen Stadt der alemannischen Schweiz abgespielt hat:

Mitternacht war längst vorüber, als man in einer von mehrstöckigen Mietshäusern eingesäumten Straße ein durchdringendes Kinderweinen vernahm. Es klang angstvoll und verzweifelt. Nur kurze Zeit verstummte es jeweils, dann ertönte es wieder in vermehrter Stärke. Man wußte nicht recht, woher es eigentlich kam. Zahlreiche telephonische Meldungen trafen auf der Polizeistation ein. Ein Funkwagen wurde in die Gegend dirigiert. Die beiden Polizeimänner hatten einige Mühe, das Haus herauszufinden, aus dessen Dachgeschoß das unheimlich tönende Kleinkinderweinen zu kommen schien. Schließlich aber gelang es ihnen, sich Zugang zu dem betreffenden Gebäude zu verschaffen und auch die Wohnungstüre zu finden, hinter welcher man, gedämpft nur, das Weinen vernehmen konnte. Niemand aber öffnete auf das Läuten und Klopfen, und die Türe war fest verriegelt. Ein Unglück oder ein Verbrechen waren nicht auszuschließen.

So alarmierte man die Brandwache, und über die große Leiter stieg ein Feuerwehrmann, gefolgt vom Polizisten, durch das Mansardenfenster ein, aus welchem das Schreien drang. Dort, tatsächlich, fanden sie ein etwa dreijähriges Mädchen, das zitternd neben einer Schlafcouch stand. Sonst war weit und breit niemand in der Wohnung.

Was nun? Abwechselnd versuchten Polizei- und Feuerwehrmann das Kind zu beruhigen. Es schien sie gar nicht zu verstehen. Nur einzelne schluchzende französische Worte brachte es heraus: «Maman – où es-tu?».

Schließlich mußte auf der Hauptwache eine Polizeiassistentin geholt werden, welche Feuerwehr und Polizeipatrouille ablöste. Ihr gelang es, die Kleine endlich zu beruhigen. Aber sie mußte – sage und

Vor einem halben Jahr erzählte mir mein Bekannter Prof. K. G. folgende Begebenheit: Er ging selber Einkäufe machen, da seine Mutter infolge einer schweren Erkrankung dem Haushalt seit Monaten nicht mehr vorstehen konnte. Er betrat einen Lebensmittelladen, suchte sich das Gewünschte zusammen und schaute sich während des Wartens an der Kasse, so recht nach Männerart, auf den Schäften um. Dort fiel ihm unter hundert anderen Schnapsflaschen eine auf, welche die Etikette «Aperitif Rossi» trug. Diese italienische Marke erinnerte ihn plötzlich an den Namen eines ihm vor acht Jahren bekannt gewesenen und seither aus Augen und Sinn verlorenen amerikanischen Offiziers, der Geoffrey Rossi hiess. Der Sache weiter keine Bedeutung zumessend, verliess K. G. den Laden.

Wie riesig aber war sein Erstaunen, als ihm einige Minuten darauf der Bekannte früherer Zeiten, eben jener Lieutenant Geoffrey Rossi aus Glendale in Kalifornien, in den Strassen Zürichs begegnete! Ch. S.

schreibe – noch ganze zwei Stunden warten, bis die Angehörigen anrückten.

Was war geschehen? – Es stellte sich heraus, daß das Kind am vorhergehenden Tag mit seinen Eltern aus der welschen Schweiz hiehergereist war, zu seinen deutschsprechenden Großeltern, die es noch kaum kannte. Nachdem man es am Abend zu Bett gebracht hatte, war es – von der Reise ermüdet – rasch eingeschlafen. Dann hatten die Eltern, sich auf den sonst sehr guten Schlaf des Kindes verlassend, zusammen mit den Großeltern die Wohnung verlassen, um sich gemeinsam an eine Festivität zu begeben, die sich jedoch sehr in die Länge zog. Gegen Mitternacht war das Kind aufgewacht. Vielleicht hatte es nach dem langen Reisetag einen angsthaften Traum gehabt, der es aufschreckte. Und nun sah es sich im Dunkeln in einer ihm völlig unbekannt erscheinenden Umgebung. Sein Rufen nach den Eltern blieb unbeantwortet. Und so wurde das Kind von einer panischen Angst überfallen, der es mit seinem Schreien Ausdruck gab.

Kann man sich für ein kleines Menschenkind einen größeren Schrecken, eine größere Not vorstellen, als sich im Dunkeln in einem unbekannten Zimmer eingeschlossen zu finden, mutterseelenallein, verlassen von den Angehörigen?

Ich kenne diese Geschichte nur aus zweiter Hand. Und ich kann mir denken, daß die junge Mutter vielleicht nur ungern und widerstrebend dem Drängen ihres Mannes und der Schwiegereltern nachgegeben hat. Vielleicht wäre sie wirklich viel lieber bei ihrem Kind geblieben, aber sie wollte eben zugleich doch nicht Spielverderberin sein und als überängstliches Mami gelten und die Schwiegereltern mit einer Ablehnung der Einladung zu dem festlichen Anlaß nicht vor den Kopf stoßen. – Sie wollte es recht machen – und machte es falsch.

Die überlieferte Erfahrung fehlt

Schockerlebnisse wie dieses können ein junges Menschenleben bis tief in die Erwachsenenzeit hinein verfolgen und die gesamte seelische Verfassung ungünstig bestimmen. – Daß so viele Mütter das nicht einfühlend vorausschauen können!

Wie oft muß ich als Kinderarzt im Geist meine Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob so viel elterlicher Vertrauensseligkeit und Sorglosigkeit, wenn ich von der in jungen Familien betriebenen Praxis des Alleinlassens der kleinen Kinder höre. Man geht ins Café, zu Freunden, ins Kino, und läßt die Kleinen unbehütet allein zuhause, ohne wenigstens einer Nachbarin den Wohnungsschlüssel zu geben mit der Bitte, ein Ohr auf die Kinder zu haben. Zu meiner größten Schande muß ich aber gestehen, daß ich es als junger Vater genau gleich gemacht habe. Und ich kann meiner Frau nicht einmal einen Vorwurf machen, denn schließlich mußte ja ich, der junge Assistenzarzt am Kinderspital, wissen, was man tun durfte.

Unterdessen haben wir aber – bei den eigenen und bei den Praxiskindern – erlebt, was alles passieren kann. Niemals mehr könnten wir Kleinkinder unbehütet nachts allein lassen. Aber eben – man muß immer zuerst seine Erfahrungen machen, seine «Lehrblätze», bis man aus Schaden klug wird. Ich bin sonst sehr für das Lernen aus «Trial and Error», wie das angelsächsische Schlagwort heißt, aus «Versuch und Irrtum» aber das andere Schagwort: «Versuchs – und verfluchs!» scheint mir hier doch mehr am Patze. Denn auf diesem Gebiet können wir es uns einfach nicht leisten, aus Schaden klug zu werden: Den Schaden tragen ja in erster Linie die Kinder davon.

Das Fallen-lassen der Säuglinge, das nächtliche Alleinlassen der Kleinkinder – beides im gewissen Sinne ein Im-Stiche-lassen – habe ich als besonders pointierte Situationen im Leben der heutigen jungen Familien zum Exempel genommen. Ist es wirklich ein Symptom dafür, daß echte, fürsorgende Mütterlichkeit im Schwinden begriffen sei? Oder ist es nicht einfach eine Folge aus dem neuen Lebensstil der heutigen Familien?

Wie war es denn früher? Zur Zeit unserer Großeltern waren solche Situationen – außer bei Zigeunerfamilien – ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn die heutige Mutter immer wieder in Konflikt gerät zwischen dem Partner-Sein-wollen und ihren mütterlichen Betreuungsgefühlen, so fällt ihr die Entscheidung oft sehr schwer. Unseren Großmüttern ist diese Entscheidung durch die Normen der damals geltenden Gesellschaftsordnung abgenommen worden. Es hatte – in einer einigermaßen geordneten Familie immer jemand da zu sein für das Kind, war dies nun ein Kindermädchen oder jemand aus der Verwandtschaft; und wenn einmal niemand da war, so ging die Mutter selbstverständlich nicht aus, das wäre undenkbar gewesen, mit dem Bilde von der rechten Mutter nicht vereinbar.

«Kleine Kinder läßt man nicht allein» war der Grundsatz. Und wenn eine junge Mutter dies einmal vergessen hätte, so war da immer die Großmutter oder eine Tante oder eine ältere Schwester, die auf die Gefahren aufmerksam machten. Diese Tradition der Erfahrung und der Vorsicht wurde von Geschlecht zu Geschlecht eingehalten.

Wie steht es heute aber mit der Familientradition? – Sie ist abgerissen. Jedes junge Elternpaar muß seine Erfahrungen wieder neu machen. Warum? Weil es die großen Familien kaum mehr gibt, in denen ein Mädchen ganz unmerklich in die Aufgabenkreise von Hausfrau und Mutter hineinwachsen konnte. Heute fangen kleine Familien in kleinen Wohnungen alles von vorne an. Die Frauen – zweifellos ein großer Fortschritt – haben fast alle irgend eine Berufsausbildung genossen, meist auch einen Beruf ausgeübt vorher. Den Beruf der Mutter aber können sie heute innerhalb ihrer Familie nicht mehr erlernen.

Nicht schon im Keim ersticken

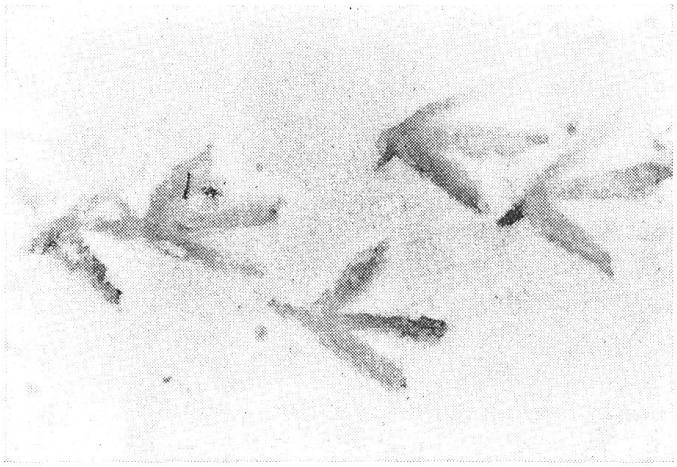
Hier klafft eine große Lücke, eine gewaltige Bildungslücke im Leben der jungen Frau. Sie ist auf alles mögliche vorbereitet: auf berufliche, gesellschaftliche und kulturbezogene Partnerschaft mit ihrem Ehemann, sie hat auch einige Ausbildung für den Beruf der Hausfrau. Aber für den Beruf der Mutter wird sie kaum ausgebildet. Das ist der Initiative des Einzelnen überlassen und wird darum vernachläßigt.

Wie viele berufstätige Mütter arbeiten noch hochschwanger bis zum letzten Augenblick, treten gleichsam von der Schreibmaschine oder vom Ladentisch weg in die Klinik ein, ohne nur einen Ahnungsschimmer von Kinderpflege, geschweige denn von Kinderpsychologie und Erziehungslehre zu haben. – Das ist wahrhaftig ein Problem, das dringend nach einer Lösung ruft.

Die Frau hat in ihrem Emanzipationsstreben beinahe alles erreicht, was ihr einst als Ziel vorschwebte, aber sie ist im Begriff, ihr Existenzzentrum zu vernachläßigen und zu verlieren: die wahre Mütterlichkeit.

Das Denken, Fühlen und Tun des Menschen ist weder nur angeboren noch nur im Umwelt-Erleben erworben, sondern es ist das Resultat eines von Geburt an wirksamen psychischen Wechselprozesses. Umwelterleben und angeborene Anlagen beeinflußen sich tagtäglich in einem sich durchdringenden, un-

Wem gehört diese Spur?



Von Willy Gamper

Der erste Schnee ist gefallen. Still und weiss liegt das Ufer da, das in den sonnigen Frühherbsttagen noch von fröhlichem Badetreiben belebt war. Dahinter See und Himmel, eine unbewegte, graue Fläche. Da und dort schwimmen darin dunkle Punkte – Enten vielleicht – auch sie reglos. Es scheint, als sei alles Leben erstorben. Doch ... da erkenne ich Spuren im Schnee. Viele Dutzend Vogelfüsse sind hier kreuz und quer durcheinandergetrippelt. Mir fallen zunächst die langen, eigentümlichen breiten Zehenabdrücke auf. Obwohl die Geläufe vom See her kommen, fehlen aber seltsamerweise die für Wasservögel typischen Schwimmhäute. Ich bemerke auch, dass die Fährten alle in gleicher Richtung landeinwärts streben. Neugierig folge ich schliesslich der rätselhaften Spurenstrasse.

Das Wiesland vor mir ist leicht gewellt, überdies behindert der Nebel die Sicht. Vorsichtig vorausspähend umgehe ich eben eine Geländekuppe. Da vorne regt sichs im Schnee! Ich bleibe stehen, aber sie haben mich schon bemerkt! Hastig flattert und purzelt eine erschrockene Schar von kugeligen schwarzen Dingern dem rettenden See entgegen und stürzt sich kopfüber ins Wasser.

Die hellen, kurzen Schreie bestätigen mir, dass es Blässhühner waren, die ich auf ihrem Weidegang gestört hatte. Eigentlich hätten mir die Abdrücke ihrer Lappenfüsse bekannt sein sollen, aber im Schnee sieht eben manches so anders aus als im Bestimmungsbuch ...

gemein vielseitigen und vielschichtigen Wechselspiel. Jedes Erlebnis bringt angeborene Eigenschaften und Fähigkeiten zum Anklingen, und jede heranreifende angeborene Bereitschaft beeinflußt wiederum Denken, Fühlen und Tun des Menschen.

Echte mütterliche Fürsorglichkeit ist als angeborene Fähigkeit tief in der menschlichen Erbmasse verankert. Sie ist da, seit es Menschen gibt, und ist die Voraussetzung dafür, daß es – noch – Menschen gibt. Als Erbanlage geht diese Fähigkeit nicht verloren. Aber wie jede seelische Erbanlage braucht sie die nötige Anregung, braucht sie das menschliche Vorbild, um sich zu verwirklichen.

Ein Beispiel: Nichts vermag die mütterliche Zuwendungsbereitschaft mehr zu wecken als das Schreien des Neugeborenen und das Weinen des Säuglings. Viele Mütter vernehmen das Schreien ihres Erstgeborenen nicht, weil sie bei seiner Geburt in Narkose liegen, und sie hören sein Weinen in den ersten Tagen nicht, weil es aus dem Säuglingszimmer der Klinik nicht bis zu ihnen dringt.

Jedes Ding hat zwei Seiten: Die bestimmt wohlgemeinte Tendenz, die junge Mutter von allen «unnötigen Belastungen» in den ersten Tagen zu befreien, und spitalbetriebstechnische Überlegungen führten zu dieser organisierten Trennung von Mutter und Kind. Dafür wird aber das Risiko eingegangen, daß die junge und unerfahrene Mutter den seelischen Anschluß an ihr Kind verpaßt.

Das Weinen und all die übrigen kleinen Lebensäußerungen des Säuglings – sein Atmen, seine Bewegungen, seine Mimik – gehören meiner Meinung nach nicht zu den «unnötigen Belastungen», sondern zu den sehr notwendigen Erfahrungsmöglichkeiten einer gesunden Mutter, und zwar schon in der Klinik.

In vielen Spitälern herrscht heute diesbezüglich eine sehr gute Einstellung. Selbstverständlich gibt es – wie in allem, wo es um den Menschen geht – Ausnahmen und Sonderfälle. Es wäre falsch, nun stur die Trennung von Mutter und Kind völlig aufzugeben. Aber die Entscheidung darüber, ob das Neugeborene bei seiner Mutter sein soll oder nicht, soll nicht vom spitaltechnischen, sondern vom ärztlichen und menschlichen Standpunkt aus gefällt werden.

Ein Weg?

In zahllosen Kursen unserer Volkshochschulen und Elternschulen versucht man bereits, die bestehende seelische Bildungslücke auszufüllen. Das ist notwendig und gut. Aber: Diese Nacherziehungsarbeit am Erwachsenen kommt meist zu spät. Nicht, wenn bereits zwei und drei Kinder vorhanden sind und die Erziehungsschwierigkeiten ins Ungemessene steigen, sollten die Eltern etwas über das richtige menschliche Zusammenleben hören, sondern wesentlich früher, bevor sie Kinder haben, sogar bevor sie heiraten.

Es wird wohl noch Jahrzehnte dauern, bis die Erkenntnis ins allgemeine Bewußtsein gedrungen ist: Das Abreißen der mütterbildenden Familientradition bedeutet eine Gefahr für die zukünftige Entwicklung des Volkes. Wir haben in der sogenannten Halbstarken-Bewegung, die glücklicherweise hierzulande noch nicht schwer ins Gewicht fällt, eine eindringliche Mahnung, wohin die zunehmende Entfremdung zwischen der Eltern- und der Kindergeneration führt, wohin der Schwund echter Mütterlichkeit, und genau gleich: echter Väterlichkeit, führt. Die Welt des letzten Jahrhunderts liegt weitgehend in Trümmern, und in ihren Fall hat sie vielerorts das Familienleben mit hineingerissen.

Nun gilt es neu aufzubauen. Es gilt, das in der Familientradition abgerissene Kontinuum in einer neuen Form wieder herzustellen. Und diese neue Form kann – da die frühere Großfamilie nicht mehr existiert – meines Erachtens nur im Rahmen einer bestehenden Institution: der Volksschule, gefunden werden. Im Unterrichtsprogramm einer künftigen Schule, die hier eine neue Verantwortung erkennt, wird das Klassengespräch über Lebensfragen eine wichtige Rolle spielen. Auf der Oberstufe wird es erweitert werden durch eine lebensnahe und verständliche Theorie und Praxis der Psychologie des menschlichen Verhaltens, der Grundfragen menschlichen Zusammenlebens, und wird damit eine Vorbereitung der Jungen auf ihre zukünftigen Aufgaben als Ehepartner und als Väter und Mütter bilden.

Doch das ist vorläufig noch Zukunftsmusik. Wir werden die Verwirklichung solcher Tendenzen kaum selber erleben. Was bis dahin getan werden kann ist eines: Die Gedanken über eine lebensnahe, allgemein verständliche Lehre vom menschlichen Verhalten sowie der Erziehung des jungen Menschen zu väterlicher und mütterlicher Mitmenschlichkeit zu formulieren. – Womit wir hier einmal anfangen möchten.